

Fr 1.4. 14:30 Lesung Alte Schule, Bucheben,
exklusiv für die *Freunde der Rauriser Literaturtage*
Fr 1.4. 20:00 Lesung und Gespräch Gasthof Grimming
So 3.4. 10:30 Schreibwerkstatt Gasthof Grimming

Ludwig Laher

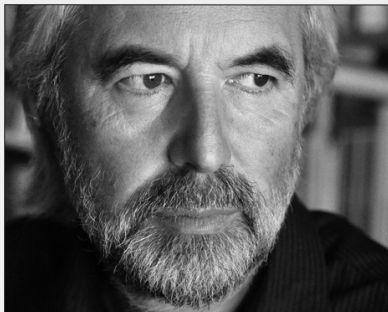


Foto: © Katharina Laher

*1955 in Linz, studierte Germanistik, Anglistik und Klassische Philologie in Salzburg, arbeitete als AHS-Lehrer und Universitätslektor, lebt als Autor in St. Pantaleon und Wien, verfasst auch wissenschaftliche Arbeiten und Übersetzungen aus dem Englischen. Mehrfach ausgezeichnet, u.a. mit dem Rauriser Förderungspreis (1990), dem Österreichischen Buch.Preis (2001) und dem Kulturpreis des Landes Oberösterreich (2003). 2011 wurde er für den Deutschen Buchpreis nominiert. Zuletzt erschienen 2014 der Roman „Bitter“ und 2015 der Lyrikband „was hält mich“ (beide im Wallstein Verlag).

Ludwig Laher hat in seinem vielfältigen Pfade verfolgenden Werk schon öfter auf dokumentarisches Material zurückgegriffen, um anhand historisch verbürgter „Fälle“ und Personen Exemplarisches herauszuarbeiten. Man erinnere sich nur an den Roman „Herzfleischartung“, der auf beklemmende Weise von Vorgängen im „Zigeuneranhalte-lager“ im Innviertler Dorf St. Pantaleon berichtet und eine Facette nationalsozialistischer Bestialität grell ausleuchtet. In „Bitter“, seinem neuesten Roman, setzt er sich auf die Spur des hochrangigen NS-Funktionärs Fritz Kranebitter, Gestapo-Chef in Wiener Neustadt, später Kommandant von

Sicherheitspolizei und SD im ukrainischen Charkow, der, obwohl für Zehntausende Morde verantwortlich, wie so viele nach dem Krieg für seine Taten nicht zur Verantwortung gezogen wird. Laher geht es dabei weniger um die Biografie der konkreten Person (die er im Roman Fritz Bitter nennt), vielmehr darum, anhand dieses erzählten Lebens die alltäglichen Strukturen der Barbarei freizulegen – oder, wie es im Roman heißt: „In Wahrheit ist die Person Bitter nur als Folie von Belang, als schmerzliche Illustration für einen bemerkenswerten, keineswegs aber einzigartigen Sachverhalt.“

Von welchem Salzburg reden wir?

Überlegungen zur wenig beleuchteten endgültigen Teilung des Landes 1816

Johann Michael Rottmayr ist ein bedeutender Künstler. Nicht weltbekannt wie Mozart, aber berühmt schon. Mit dem Komponisten verbindet den erfolgreichen Barockmaler, in Wien gestorben und in Salzburg geboren zu sein. In seinem Fall: im ehemaligen Salzburg, in der jetzt bayerischen Stadt Laufen.

2016 wird es eine Landesausstellung mit dem Titel *200 Jahre Salzburg bei Österreich* geben. Der erste Satz der offiziellen Vorankündigung dieses Projektes durch das Salzburg Museum in der Neuen Residenz lautet denn auch: *Im Jahre 1816 musste das Königreich Bayern Salzburg an die Habsburger abtreten.*

Das ist richtig und, betrachtet man die Sache genauer, doch wieder nicht. Vielleicht verdankt sich die zwar eindeutig besitzanzeigende, aber dennoch zweideutige Formulierung gar der hierzulande besonders ausgeprägten Fertigkeit zum

Verschleiern unangenehmer Wahrheiten. Denn das Territorium des ehemaligen Fürsterzbistums war wesentlich größer. Was an die Habsburger abgetreten wurde, entspricht lediglich dem heutigen Bundesland gleichen Namens, vermehrt um die nur schwach angebotenen Salzburger Besitzungen im Südwesten, die Tirol eingegliedert wurden, und einzelne kleinere Exklaven. Auf die wichtigen Gebiete links der Salzach dagegen, das natürliche Hinterland der plötzlich direkt an die Grenze gerückten ehemaligen Residenzstadt, viele Jahrhunderte die Kornkammer Salzburgs, verzichtete Metternich großzügig im Vertrag von München, sie waren Bayern wie das ganze ursprüngliche Salzburg erst kurz zuvor, nämlich 1810 zugeschlagen worden.

Klingt komplizierter, als es ist. Und wird hier vor allem deshalb so ausführlich verhandelt, weil ich

mich anlässlich von Jubiläen gerne frage, was es da eigentlich zu bejubeln gilt. Und wer Anlass hat zu jubeln. Im Falle der Aufteilung Salzburgs zwischen Österreich und Bayern spricht die Logik des Raffens dafür, dass Österreich jubeln durfte und darf, sich nach den napoleonischen Wirren doch noch das größere Stück vom Salzburger Kuchen einverleibt und das meiste davon als relativ unbedeutendes Anhängsel Oberösterreichs in sein Riesenreich eingegliedert zu haben. Doch auch Bayern hatte und hat wenig Grund zu meckern, blieb ihm doch immerhin ein höchst fruchtbarer, von lieblichen Seen durchzogener, landschaftlich reizvoller Landstrich samt der Sommerresidenz der Fürsterzbischöfe auf der Burg hoch über der Altstadt von Tittmoning erhalten, an dessen Inbesitznahme zwanzig Jahre zuvor niemand zu denken gewagt hatte.

Und Salzburg selbst? 1816 bedeutete für Salzburg neben dem endgültigen Verlust der Unabhängigkeit und eines Großteils seiner geraubten mobilen Kunstschatze sowie der rücksichtslosen Filetierung seines Territoriums vor allem eine lange ökonomische Durststrecke. Und der gute Kaiser Franz hatte, trotz des Volkes rührender Anhänglichkeit, für dasselbe sicherlich weniger übrig als der letzte Salzburger Fürsterzbischof Colloredo, ein aufklärerischen Sozial- und Bildungsreformen zugeneigter Regent des an sich zu Recht verdächtigen Gottesstaates. Grund genug also fürs Jubeljahr 2016?

Schon einmal, 2010 nämlich, gab es zahlreiche Festveranstaltungen anlässlich der 200-Jahr-Feiern des Anschlusses Salzburgs, diesfalls freilich ans Königreich Bayern, der sechs Jahre später für den Rupertiwinkel bestätigt wurde. Besonders Johann Michael Rottmayrs Geburtsort Laufen tat sich dabei hervor, was durchaus bemerkenswert ist. Denn 1816 fand sich die bedeutende, durch den Salztransport reich gewordene alte Stadt zerrissen, weil der ehemals segenspendende Fluss mit einem Mal zum Grenzbollwerk wurde. Oberndorf, der Schifferstadtteil rechts der Salzach, der das auf einer Landzunge erbaute Zentrum auf drei Seiten umschließt, wurde von diesem auf Dauer abgeschnitten. Die allermeisten Bewohner der Gegend erlebten dieses Kollateraleignis des Salzburg-Deals zwischen Wien und München als traumatischen Einschnitt, vermerkt der Chronist.

Ihre Nachfahren ließen sich das Jubeln aber nicht nehmen und begingen das runde Anniversarium der fatalen geopolitischen Auswirkungen auf ihre

Stadt und die Region mit Ausstellungen, Festgottesdiensten, Blasmusikkonzerten, Münzprägung, Goaßlschnalzen, Drischldreschen und etlichen weiteren Belustigungen.

Dabei waren noch bis gegen Ende des letzten Jahrhunderts Pass- und Zollkontrollen obligat, und selbst die Salzachbrücke steckte bis vor kurzem überdeutlich die Reviergrenzen ab. Ihre Hälfte der Eisenkonstruktion strichen die Bayern grün an, die Österreicher bevorzugten ab der Flussmitte ein dezentes Grau. Schnee von gestern, hätte man derlei bis vor kurzem noch lässig abtun können, doch dann staute es sich an der 1816 gezogenen Freilassing Grenze 200 Jahre später plötzlich wieder bis zurück in die Landeshauptstadt. Und wer weiß, welche Narreteien an einer sensiblen Nahtstelle wie der von Laufen und Oberndorf in ein paar Jahren Alltag sein werden, wenn es in Europa so weitergeht.

Ich lebe seit langem in jener oberösterreichischen Randgemeinde, die sowohl an den Salzburger Flachgau grenzt als auch an den Rupertiwinkel. Bis 1776 gehörte sie wie das restliche Innviertel zu Bayern. Stehe ich bei mir zuhause auf oberösterreichischem, früher bayerischem Boden an der Salzach, liegt gegenüber jetzt Bayern, wo ehemals Salzburg war. Weit kommen die Städte herum heutzutage, hat Alfred Polgar nach dem letzten Krieg die vielen veränderten Grenzbeziehungen während seiner Lebensspanne ironisch kommentiert.

Mir ist jedes Frohlocken über Territorialverschiebungen als Folge kriegerischer Auseinandersetzungen suspekt, mögen sie auch noch so weit zurückliegen. Aufmärsche von Schützenkompanien und Garden, offizielle politische und kirchliche Festakte, eine Sonderbriefmarke, gar eine als Installation angekündigte künstlerische Inszenierung der Übernahmevertragsunterzeichnung vom 1. Mai 1816, solchen Programmpunkten des 200-Jahr-Spektakels begegne ich mit viel Distanz und Skepsis.

Vielmehr finde ich es nachdenkenswert, warum die österreichische Perspektive den Salzburger Blickwinkel dermaßen dominiert und die willkürliche Aufteilung letztlich eine so geringe Rolle spielt. Von Piding über Ainring, Salzburghofen (das spätere Freilassing), Surheim, Laufen, Kirchanschöring, Fridolfing, Tittmoning bis nach Asten weit im Norden hatten sich die Salzach entlang Salzburger Ortschaften und Städte gereiht, weiter draußen lagen etwa Teisendorf, Waging am See

oder Tyrlaching im jetzigen Landkreis Altötting. In einem sogenannten *Mission Statement* zu *Salzburg 200 Jahre bei Österreich* auf der Homepage des Landes wird mit Bezug auf die Region Laufen-Oberndorf zwar sogar der Vergleich mit der Berliner Mauer bemüht, aber auch die damals entstandene, bis heute nachwirkende unnatürliche Rاندlage der Landeshauptstadt wäre eine eingehendere Betrachtung wert.

Ich habe natürlich nichts dagegen, dass ein Gutteil Salzburgs heute in Österreich liegt. Und ich habe nichts dagegen, dass ein anderer Teil Salzburgs heute zu Deutschland gehört. Nicht die Zugehörigkeit zu einem Staatsgebilde ist für mich wesentlich, sondern wie es den Menschen geht, die hüben oder drüben leben, wie mit der Landschaft, den Ressourcen umgegangen wird.

Durchstreife ich meine Nachbargemeinden St. Georgen im Flachgau und Fridolfing im Rupertiwinkel, fällt mir vor allem auf, dass die Gegend links der Salzach von wegen besserer Raumplanung weit weniger zersiedelt, also unwiderruflich entstellt ist. Unter diesem Gesichtspunkt wäre es vielleicht doch besser gewesen, der Münchner Vertrag von 1816 wäre nicht zustande gekommen. Dafür sind im Flachgau zum Beispiel die Bahnverbindungen wesentlich besser, und der Sozialstaat ist rechts der Salzach vorläufig auch noch weniger ausgehöhlt. Wägt man die Vor- und Nachteile der jeweiligen Anschlüsse des einstigen Salzburger Territoriums ab, wird man trotz kritischer Vorbehalte wohl zum Schluss kommen, auf beiden Seiten lässt es sich 2016 gut leben, manches funktioniert eben hier, anderes da besser. Vieles bleibt zu tun.

Vor vier Jahren hat Österreich, wo zum vorgeblich Besten der Frauen viel radikaler gegendert wird als in Deutschland, allerdings nicht selten um den Preis intellektueller Verirrung und Peinlichkeit, vor vier Jahren nun hat Österreich seine Bundeshymne frauenfreundlich umgedichtet. Dabei hat man auch den tatsächlich egalitär motivierten Brüderchören den Garaus gemacht, die dem Vaterland bis dahin Treue schworen, und sie, nein, nicht durch Geschwister-, auch nicht durch gemäßigte Freudenchöre ersetzt, sondern durch solche, die das testosteronumwölkte Vaterland, dem es sprachlich bezeichnenderweise nicht an den Kragen ging, ekstatisch bejubeln. In lächerlichen, durch die zeithistorische Brille betrachtet freilich höchst bedenklichen Jubelchören schwört das österreichische Volk neuerdings diesem Vaterland

hirnlos die Treue, wenn es die Hymne schmettert. Hätte man sich in Salzburg bei der 200-Jahr-Jubelstiftung statt an solche Vorbilder lieber an die Gedankenwelt von Brechts Kinderhymne gehalten, wäre zum Beispiel wohl auf die volle neun Monate genießbare künstlerische Inszenierung der Übernahmevertragsunterzeichnung am originalen Schauplatz in der Residenz verzichtet worden, die neben einer Urkundenkopie und einem Schreibtisch-Setting vor allem *eine Video-Spielszene umfasst, die die beiden Kommissäre nach Vertragsunterzeichnung im fiktiven Dialog über den großen Tag zeigt*.

Johann Michael Rottmayr zeichnet übrigens für einen wesentlichen Teil der Deckenfresken in den Prunkräumen der Salzburger Residenz verantwortlich. Das AEIOU-Österreich-Onlinelexikon klärt auf, er sei in Deutschland geboren, und Your dictionary behauptet, Rottmayr *was the first native-born Austrian painter of the 18th century to achieve preeminence over the Italians*. Jeweils knapp daneben, kann man da nur sagen. ■